



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas, Alexander: Feuer! : Erinnerung aus dem russischen Polizeileben :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nügende Pension von Weimar annehmen. Auf meine Entschuldigung, daß es mir unrecht schiene, den Arbeitenden ihr Brot zu mindern, antwortete er rasch — was ich Ihnen, meinem Vertrauten, ohne Schein der Eitelkeit wiederholen kann — mein bloßes Hiersein wirke mehr, als die Arbeit von so manchem; und ich hätte genug für Deutschland, u. dadurch mit für Jena, gearbeitet, man sei mir meine Existenz zu erhalten schuldig. Seitdem hat Goethe gekränkelt, u. ich habe vermieden, sowohl zu schreiben, als nach Weimar zu gehn. Jetzt, höre ich, ist die Rede von einer festeren Versorgung, damit ich nicht (was man glaubt) mich von Jacobi in die Münchner Akademie der Wissenschaft ziehn lasse. Eine Anfrage unter der Hand, ob es meine Delicateße beleidigen würde, wenn man meiner Frau ein Witwengehalt zusicherte, habe ich verzögert; und die schmeichelhaften Wünsche, mich bald in Weimar zu sehn, die neulich durch einen Gruß des Erbprinzen, den ich noch nicht kenne, verstärkt wurden, zu erfüllen, habe ich bisher mit dem bösen Wetter und meinem Rheumatismus mich entschuldigt. Alles, weil ich, seitdem Sie mir eine Einladung nach Heidelberg ankündigten, von nichts als von Heidelberg träumen mochte!

Man kann wohl verstehn, daß Voß, nachdem er darüber geschlafen hatte, diesen Entwurf beiseite legte; für uns ist er wertvoller als das höflich gemessene Schreiben, das an seine Stelle trat. Einen unmittelbaren Einblick gewährt er in das Leben der kleinen Universitätsstadt, in die Sorgen und Freuden eines Professors vor hundert Jahren; und zugleich gibt er einen frischen Beitrag zur Charakteristik des Mannes, den der praktische Sinn des norddeutschen Bauernsohnes auch im Verkehr mit der Welt der Geheimräte nicht verließ. Übrigens brachte auch die abgeänderte Form den Erfolg, auf den der Schreiber doch wohl im stillen gehofft hatte: Kurfürst Karl Friedrich ließ durch den Kurator Hofer die gebotene Pension verdoppeln und freien Umzug bewilligen. So konnte Voß im Juli 1805 in Heidelberg einziehen.

Beide hier mitgetheilten Schriftstücke sind jetzt im Besitze des königlichen Hofbuchdruckers und Verlagsbuchhändlers Johannes Voß in Düsseldorf, eines Enkels von Abraham Voß, also Urenkels des Dichters. Es war sein Wunsch, daß sie veröffentlicht würden; und ich habe mich gern der freundlichen Aufgabe unterzogen, soviel an Erläuterung beizugeben, als zum Verständnis der Situation nötig erschien.

Düsseldorf

Paul Cauer



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

15



unter solchen Gedanken erreichte ich das Haus und den Hof und sah das Hinterhäuschen vor mir. Ich hatte die Absicht gehabt, am Vormittag vorzusprechen, und jetzt war die Abenddämmerung nicht mehr fern. Ich hatte noch nichts gegessen. Doch das hielt mich nicht ab. Ich öffnete und geriet in ein Vorhaus. Geradeaus war die Küche, wie ich durch die Glasscheiben in der Thür erkennen konnte. In der Küche brannte Feuer, und jemand war daran beschäftigt. Die größere Thür rechts, hinter der Hammerschläge schallten, führte also zur Stube.

Eingedenk der mir von der Mutter erteilten Weisung trat ich ein, ohne zu klopfen, und blieb wie gebannt stehn.

Die mir schon bekannten Möbel hatten dieselben Plätze inne wie in der frühern Wohnung; aber in der Mitte des Zimmers lagen auf einigen Stühlen verschiedene Kleinigkeiten, die darauf harrten, an den Wänden angebracht zu werden. Auch der Sofatisch war mit allen möglichen Gegenständen vollgekrant, die noch untergebracht werden mußten. Der Tür gegenüber, zwischen den beiden Fenstern, die das Zimmer hatte, stand der Halbspiegel auf einem Stuhl, an dessen Lehne gestützt. Mascha stand auf einem Bänkchen neben dem Spiegel und war damit beschäftigt, einen großen Haken in die Wand zu schlagen, um den Spiegel daran zu hängen. Ungeübt in solcher Arbeit hatte sie das Bänkchen zu nahe an die Wand gestellt und mußte sich darum bei dem Handhaben des ziemlich großen Hammers weit zurückbiegen. Zur Wahrung des Gleichgewichts hielt sie sich mit der linken Hand an dem Haken fest, den sie schon ein tüchtiges Stück in die Wand getrieben hatte. Sie war mit einem leichten, kurzen Röckchen bekleidet, unter dem die nur in Strümpfen steckenden kleinen, wohlgeformten Füße bis über die Knöchel sichtbar wurden. Die abgetretenen Hausschuhe lagen weit voneinander am Boden. Sie waren abgeworfen worden, weil sie das Stehn auf dem schmalen Bänkchen zu unsicher gemacht hätten. Der Oberkörper zeigte durch das dünne, von keinem Gürtel gehaltene Hausjäckchen unberührt die schönen Formen des Mädchens. Das starke blonde Haar war ungeflochten in einen Knoten gebunden, und die daraus hervorhängenden Enden bildeten ein Gewirr von natürlichen Löckchen.

So stand Mascha Sawinski und schlug auf den Haken los. Die Ärmel des Jäckchens waren zurückgeglitten und zeigten die zarten aber kräftigen Arme fast bis zu den Schultern. Die Wange, die mir zugekehrt war, der Hals und der Nacken, vor allem aber das feine, zierliche Ohr hatten sich von der ungewohnten Anstrengung purpurn gefärbt.

Ich wagte nicht zu atmen, um das liebliche Bild, das ich vor mir hatte, nicht zu erschrecken. Ich wünschte, ich dürfte eine Ewigkeit den Anblick genießen, der meine Sinne fast betäubte, und dabei kam mir doch auch der Gedanke, es wäre gut, wenn ich weniger Rücksicht zu nehmen brauchte, wenn ich auf das Mädchen zuspringen und es in meine Arme schließen dürfte. Ich schalt mich sogleich wegen dieses unbändigen Gedankens, aber — ich wußte schließlich selbst nicht, was ich eigentlich dachte. Da hörte ich draußen das Öffnen einer Tür, wahrscheinlich der, die zur Küche führte, und in der Vermutung, daß die Mutter komme, machte ich ein Geräusch an dem Drücker, den ich seit meinem Eintritt noch in der Hand hielt, und setzte den Fuß hörbar auf die Diele.

Wie ich es erwartet hatte, vernahm Mascha meine Bewegung. Sie glaubte aber, es sei die Mutter. Sie sah sich nicht um.

Weißt du, Mama, sagte sie stoßweise, denn sie begleitete die Worte mit Hammer=schlägen, an dem nichtswürdigen Haken schlägt man — sich die — Seele aus dem — Leibe.

Ich räusperte mich leise, indem ich halb abgewandt den Mantel abnahm. Mascha drehte den Kopf, stieß einen leisen Schreckenschrei aus, schwankte, hielt sich krampfhaft an dem Haken, und — ich ließ den Mantel fallen, sprang zu und kam gerade noch zurecht, sie aufzufangen. Der Haken war aus der Wand gefahren. Das Bänkchen war umgeschlagen.

Sie stand vor mir und drückte die Hände gegen die Brust. Sie war sehr erschrocken und bleich geworden, aber auf den Wangen zeigte sich sogleich wieder der erste Anfang schamhaften Erröthens. Ich stand ihr gegenüber, ließ die Arme herabhängen und wußte weder ein noch aus. Nur darüber war ich im klaren, daß ich von diesem wunderschönen Mädchen, das ich eben in den Armen gehalten hatte, und dessen feste, üppige Glieder ich noch an meinem Körper zu fühlen glaubte, nicht mehr lassen konnte. Es war mir zu Mute, als ob der Vorfall uns nah zu-

einander stellen, alle zeremoniellen Schranken zwischen uns entfernen müsse. Hätte Mascha nicht zuerst gesprochen, ich bin überzeugt, ich hätte schließlich eine große Dummheit gesagt.

Mein Gott, ich habe Ihnen den Ärmel zerrissen! rief sie und faßte mit beiden Händen nach meinem linken Arme.

Ich sah hin. Ja, der Ärmel war von dem Ellbogen bis zum Aufschlage geschlitzt. Ich fühlte, als ich den Arm hob, ein leises Brennen an ihm.

Sie hatte das zerrissene Uniformtuch auseinander geschoben.

Blut! schrie sie auf, Blut! Ich habe Sie mit dem Haken verwundet!

Beunruhigen Sie sich nicht, Marja Iwanowna, sagte ich lächelnd und verschlang mit den Augen ihre Gestalt und ihr von neuem erbleichendes Gesicht. In den grauen Augen lag wieder der ängstliche, bittende Ausdruck, den ich seit der ersten Begegnung nicht vergeßen konnte, und der mir immer vorschwebte, sobald ich an das Mädchen dachte.

Aber Sie bluten! Mein Gott, der Hemdärmel ist ganz rot! Der nichtswürdige Haken! Mama! Mama!

Die Mutter kam eben ins Zimmer und machte große Augen, aber Mascha ließ ihr keine Zeit.

Mama, Mama, hilf! Ich Märrin habe Alexander Andrejewitsch verwundet! Das Blut fließt!

Die Mutter eilte herbei. Ich zog den Arm zurück und bat, die Damen möchten nicht weiter darüber reden, da die Sache gar nichts zu bedeuten habe. Mascha griff aber von neuem den Arm auf und tat das Tuch auseinander.

Sieh, Mama, das muß eine schreckliche Wunde sein! Soll ich nicht nach dem Arzte laufen?

Der ganze Ärmel ist verdorben, sagte die Mutter ebenfalls in erschrocknem Tone, und die Uniform ist völlig neu!

Mama! schrie Mascha und fuhr zurück. Mein Gott, an der Hand fließt das Blut herab!

Ich hob den Arm. Es war richtig. Der Vorderärmel des Hemdes hatte rote Flecke, und einige Bluttröpfchen waren auf der Hand selbst sichtbar.

Da muß man allerdings Rat zu schaffen suchen, sagte die Mutter schnell. Setzen Sie sich, Alexander Andrejewitsch, am besten hierher, auf das Sofa.

Sie schob den Tisch zur Seite.

Soll ich laufen, Mama? fragte Mascha und machte schon einen Schritt zur Thür. Ich sah sie lächelnd an. Es schien mir, als ob sie wirklich fähig sei, zum Arzte zu eilen, wie sie ging und stand, ohne daran zu denken, daß sie fast unbekleidet war.

Aber ich bitte Sie sehr, meine Damen, sagte ich, machen Sie doch kein Aufhebens von einer so unbedeutenden Sache. Die Haut ist geritzt und wird zuheilen. Das ist alles. Erlauben Sie, daß ich Sie begrüße. Ich bin noch nicht dazu ge...

Nein, Alexander Andrejewitsch, unterbrach mich die Mutter, lassen Sie erst die Wunde sehen. Es ist vielleicht nicht unbedeutend. Setzen Sie sich hierher. Ohne Umstände. Lassen Sie sich vor allen Dingen die Uniform ausziehen.

Sie begann sofort, mir den Rock aufzuknöpfen. Mein Protestieren half nicht. Mascha, die vom Vater her mit Uniformstücken jedenfalls auch gut Bescheid wußte, schnallte im Handumdrehn das Säbelband auseinander, und ehe ich mich dessen versah, war auch der Rock in ihren Händen. Der Hemdärmel war etwas zerrissen und stark blutig.

Die Mutter schob mich zum Sofa.

Rasch, Mascha, befahl sie, hol kaltes Wasser und deinen Schwamm.

Schnell wie der Blitz hatte Mascha die Uniform und den Säbel auf einen Stuhl gelegt, und kaum war es der Mutter gelungen, mir den Hemdärmel auf-

zurollen, so kehrte sie mit einer Waschschüssel und einem Schwamme aus dem Nebenzimmer zurück. Sie schrie laut auf, als sie meinen Arm sah, und die Mutter schüttelte den Kopf. Es gab da allerdings einen tüchtigen blutenden und jetzt schmerzenden Riß über den ganzen fleischigen Teil des Unterarms.

Mascha schob ungestüm die Kästchen und Bildchen auf dem Tische beiseite, stellte die Schüssel hin und rang die Hände.

O, mein Gott, klagte sie, die fürchterliche Wunde! Und ich Tölpel bin schuld daran!

Halte die Schüssel unter den Arm, kommandierte die Mutter geschäftig, indem sie den Schwamm ins Wasser tauchte.

Ich mußte jetzt herzlich lachen. Die Frau machte ein Gesicht, als ob sie ein gelehrter Wundarzt wäre und einen schwierigen Fall zu behandeln, etwa eine Amputation vorzunehmen hätte.

Erlauben Sie, sagte ich und wollte aufstehn, ich werde mir das Blut abwaschen.

Sie bleiben sitzen! antwortete die Frau streng und drückte mich auf das Sofa zurück. Strecken Sie den Arm aus. Mascha, die Schüssel!

Das Mädchen kniete mit dem Wasser nieder. Die Mutter betupfte wiederholt den Riß mit dem Schwamme, den sie immer von neuem in die Schüssel tauchte. Die kalte Masse verursachte anfangs heftiges Brennen, das jedoch bald nachließ. Das Blut hörte auf zu sickern. Mascha hielt ruhig in ihrer unbequemen Lage aus und sah abwechselnd auf den Arm und auf mein Gesicht. Ich hätte gern gelacht, denn die leidende Rolle, zu der die Frau mich nötigte, war gar zu komisch; aber die Augen Maschas unterdrückten die Lachlust. Ich mußte schließlich wegschauen, um nicht wieder die kaum errungne Fassung zu verlieren.

Nun Leinwand zum Verbinden, sagte die Mutter, einen langen, schmalen Streifen! Und eine Nadel, Mascha!

Die Tochter stellte die Schüssel auf den Tisch.

Erlauben Sie, wollte ich einwenden, mein Taschentuch . . .

Sitzen bleiben, hieß es, und die Hand der Frau drückte mich nieder.

Ich hörte im Nebenzimmer eine Schieblade aufziehen und darauf etwas reißen. Mascha brachte den verlangten Streifen, der von der Mutter kunstgerecht um den Arm gewunden und von der Tochter am Ende gewandt zusammengenäht wurde. Die Operation war glücklich beendet.

Und bei mir in der Küche ist unterdessen alles angebrannt! rief die Mutter, während Mascha, da sie keine Schere bei der Hand hatte, den Faden mit den Zähnen abbiß. Ziehen Sie den Rock nicht an, Alexander Andrejewitsch. Es ist heute bei uns sehr heiß. Die schöne neue Uniform!

Mit diesem klagenden Ausrufe hob sie meinen Mantel auf, hängte ihn an den Rechen und eilte aus dem Zimmer.

Mascha hatte die Schüssel und den Schwamm weggetragen. Als sie zurückkam, faßte sie meine Hand.

Alexander Andrejewitsch, sagte sie bittend — und wieder mußte ich den Blick von ihren Augen abwenden —, können Sie es der dummen Märrin verzeihen!

Marja Zwanowna, ich bitte Sie demütig um Vergebung. Ich habe Sie erschreckt. Wie leicht hätten Sie sich schlimmen Schaden tun können!

Darin bestand ja eben meine Dummheit, daß ich erschrak, sagte sie eifrig.

Freilich, fügte sie errötend hinzu, trat zurück und zog ihr Zäckchen in Falten zusammen, ich bin nicht angekleidet — wenn Sie erlauben —, im Augenblick . . .

Wenn Sie erlauben, Marja Zwanowna, fiel ich ein und trat auf sie zu, so muß ich mich für Ihre Bemühung bedanken.

Ich ergriff ihre Hand und küßte feurig den runden, feinen Arm über dem Handgelenk.

Sie entzog mir die Hand und wich zurück.

Das ist dafür, daß ich Ihnen den Arm verwundet habe? fragte sie lachend.

Ja, das ist dafür.

Sie sah mich schelmisch und, wie mir schien, vielverheißend an.

Nun setzen Sie sich aber wieder, sagte sie, seien Sie gehorsam. Ziehen Sie den Rock nicht an. Es ist hier wirklich unmenschlich heiß. Wir fürchteten Feuchtigkeit, da die Wohnung längere Zeit leer gestanden hat, und darum haben wir so schrecklich geheizt. Das ist auch der Grund, warum Sie mich — so — leicht bekleidet . . .

Sie zog wieder das Tüchchen zusammen.

Marja Iwanowna, das Unglück ist nun einmal geschehn! Ich will gehorsam sein unter der Bedingung, daß Sie Ihre Schuhe anziehen, denn die Diele ist doch kalt, und daß Sie sich im übrigen nicht genieren lassen, bleiben, wie Sie sind, und in Ihrer Arbeit fortfahren, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen.

Sie neigte den Kopf etwas auf die Seite, als ob sie nachdenke, hob ihn dann mit einem trotzigem Ruck, fuhr in die abgetretenen Schuhe und nahm den Haken und den Hammer vom Fußboden auf.

Du nichtswürdiger Haken! murmelte sie dabei ärgerlich.

Den nichtswürdigen Haken will ich Ihnen gleich an den gehörigen Platz setzen, sagte ich und griff nach dem Hammer.

Sie! mit Ihrem beschädigten Arm! rief sie und hielt den Haken und Hammer hinter sich.

Marja Iwanowna, Sie tun wirklich so, als ob ich schwer verwundet oder — ein verzärteltes Kind wäre. Geben Sie her!

Aber Sie dürfen nicht mit dem verbundenen Arm!

Dummes Zeug! Ich werde den andern Arm benutzen. Ich will nur den nichtswürdigen Haken einschlagen. Dann werde ich sitzen und zusehen.

Ich griff mit beiden Händen um sie herum nach dem Haken und Hammer, und da sie nicht gleich loslassen wollte, kamen wir wieder in unmittelbare Berührung. Mir wurde heiß dabei, als ob ich mich verbrannt hätte, und ich mußte mich schnell abwenden, um die Blut meines Gesichts zu verbergen. Ich rückte das Bänkchen zurecht, stieg darauf und hatte bald den Haken tief genug in die Wand getrieben. Mascha schwieg unterdessen, und als ich vom Bänkchen sprang und mich zu ihr kehrte, bemerkte ich trotz der Dämmerung, wie auch ihre Wangen noch brannten. Wir hängten den Spiegel an den Haken. Die Mutter steckte den Kopf in die Tür, schalt mich, daß ich nicht sitzen geblieben sei, und beauftragte Mascha, den Tisch zu decken.

Alexander Andrejewitsch ißt vielleicht auch einen Bissen mit, sagte sie, denn es ist schon lange nach Mittag.

Mascha beseitigte die auf dem Tisch liegenden Gegenstände, zündete die Lampe an und trug aus dem Nebenzimmer das Notwendige herbei, während ich deckte und ordnete. Die Beschäftigung half uns über die letzte Verlegenheit weg. Wir lachten und scherzten. In voller Heiterkeit verlief auch das Mahl, das nur aus Steaks und Kaffee und Kuchen — dem Brot und Salz Abramows — bestand und mir sehr gelegen kam, denn das Tischdecken erinnerte meinen Magen daran, daß ich noch nüchtern war. Die Mutter entschuldigte sich wegen des Fehlens der Suppe. Sie hatten sich gestern nur für die Nacht eingerichtet, hatten heute den ganzen Tag gekramt und beschloßen, erst dann etwas in der Eile zum Essen zu bereiten, wenn alles bis auf die Kleinigkeiten an Ort und Stelle sei.

Nach dem Essen wurde es noch gemütlicher. Die Mutter war mit dem gebrauchten Geschirr in die Küche gegangen, um es dort zu reinigen. Mascha schlug kleine Nägel in die Wände und hingte Bilder, Bildchen und sonstigen Bierat daran. Ich saß auf dem Sofa, rauchte und bewunderte sie, natürlich im stillen; laut aber gab ich auf ihre Fragen meinen Rat wegen der Gruppierung der anzuhängenden

Gegenstände. Mitunter übernahm ich den Hammer, wo sie nicht hinaufreichte, und wenn auch ich zu klein war und das Bänkchen zu Hilfe nehmen mußte, sah sie drohend zum Spiegel und schalt den „nichtswürdigen Haken.“ Als das vordere Zimmer in Ordnung war, wiederholte sich dieselbe Arbeit im andern. Ich hatte gefürchtet, nicht dahin zugelassen zu werden, aber Mascha war weit entfernt von jeder unnützen Prüderie. Sie forderte mich selbst auf. Übrigens war dort alles so tadellos sauber und unverfänglich, von den Betten bis zu den Handtüchern über dem Waschtischen, daß es lächerlich gewesen wäre, in einer so kleinen Wohnung den Gast auf den vordern Raum beschränken zu wollen. Die Mutter kam, stellte das Geschirr in den Schrank, setzte sich, um zu rauchen und sich zu erholen, und sah plaudernd unsrer Arbeit zu, bedauerte von Zeit zu Zeit aber immer wieder die zerrissene Uniform. Das unglückliche Kleidungsstück wollte ihr gar nicht aus dem Kopfe.

Ich kam erst um Mitternacht nach Hause, nachdem wir lange beim Tee geessen und über Maschas mutwillige Einfälle gelacht hatten. Den ergiebigsten Stoff zur Heiterkeit hatte selbstverständlich das Fräulein Schtschepin und meine heutige Gefangenschaft und Flucht geliefert. Hin und her redend hatten wir einen förmlichen Vertrag geschlossen. Ich sollte, wann meine Zeit es erlaubte, kommen und gehn, ohne mich an die Tageszeit zu kehren. Sie versprachen, sich durch mich in ihren Arbeiten nicht stören zu lassen und es mir offen zu sagen, wenn ich ihnen in irgend einer Art hinderlich sei.

Ich rechne noch jetzt diesen Abend zu den glücklichsten, die ich je erlebt habe. Ich war trotz der verdorbnen Uniform so zufrieden, so schuljungenmäßig froh, als ich durch das Schneegestöber, das sich erhoben hatte, nach Hause ging, daß ich mich mehrmals darüber ertappte, wie ich ziemlich laut vor mich hinsang. Ich konnte es nicht unterlassen mit Gerasim zu scherzen, während er alles zu meiner Nachtruhe bereit machte. Er sah mich mehrmals prüfend an. Er hegte offenbar den Verdacht, daß ich zu viel getrunken hätte.

16

Es begann nun eine Zeit regelmäßiger Arbeit für mich. Des Morgens war ich mit Tagesanbruch auf den Straßen, um die säumigen Hauswirte und Hausknechte anzutreiben, daß sie die Trottoire abschaufelten und segten. Ich hatte damit nicht wenig Mühe und Ärger. Den lernte ich übrigens bald als unnütz und unangebracht betrachten. Der Polizeibeamte muß sich das Ärgern abgewöhnen, wenn er leben und gesund bleiben will, denn Grund sich zu ärgern hat er beständig. Außerdem machte ich die Bemerkung, daß die Hauswirte und die Knechte ihre Freude und Genugthuung daran finden, den Beamten zu ärgern, und viel williger und folgamer sind, wenn sie sehen, daß es ihnen nicht gelingt, ihn aufzubringen. Ich gewöhnte mich daran, den Leuten ruhig, fest und heiter entgegenzutreten, und brach scherzend manchen Widerstand, der sehr zäh gewesen wäre, wenn ich mich geärgert hätte.

Bisher war regelmäßiges Reinigen der Trottoire nur in der Steinstraße und manchmal in den anliegenden Gassen üblich gewesen. Der ganze übrige Teil der Sandseite war von der Polizei aus Mangel an Beamten, und weil sich selten oder nie ein höherer Vorgesetzter dahin verirrt, stiefmütterlich behandelt worden. Wie der Schnee festgefahren und festgetreten wurde, so hatte er gelegen und Hügel und Täler gebildet. Die Fußsteige hatten sich stellenweise an den Häusern, anderwärts in einiger Entfernung von ihnen hingezogen, sodas hier und da Schneehaufen die Hauswände bis zu den Fenstern und höher bedeckten. Bei Tauwetter hatten sich in den Vertiefungen Pfützen gebildet, die in den entlegnern Straßen greulichen Gestank verbreiteten, denn es war ganz im Geschmack der Leute, die die Hütten und Häuschen am Ende der Stadt bewohnten, jeglichen häuslichen Abfall und Unrat geradezu auf die Straße zu werfen, zu schütten und zu gießen.

Ich griff kräftig ein und wurde nicht müde. Der Wachmeister Jegorow half getreulich. Der arme Mensch konnte sich nicht zu meinem kaltblütigen Standpunkt aufschwingen und ärgerte sich vom Morgen bis zum Abend. Er geriet so ins Schelken und Zanken, daß er gar nicht mehr imstande war, ruhig und gutmütig zu reden. Wenn er mir etwas zu melden oder zu erzählen hatte, klang es immer, als ob er mir einen Verweis erteilte.

Das Reinigen oder vielmehr Reinigenlassen der Straßen und Fußsteige nahm gewöhnlich den ganzen Vormittag in Anspruch. Wir gingen darauf essen, und dann machte einer von uns einen tüchtigen Nachmittagschlaf, während der andre sich dem Aufseher zur Verfügung stellte, um in den belebten Straßen die Aufsicht über den Verkehr zu führen, die Fuhrleute im Zaume zu halten, die zu sehr ausschreitende Lustigkeit Betrunkener zu dämpfen und noch Hunderte von Pflichten zu erfüllen, mit denen die Polizei überladen ist. Wer geschlafen hatte, machte nach dem Abendtee die Runde, sah nach den Posten, sorgte für rechtzeitiges Schließen der Trinklokale und für die notwendige nächtliche Ruhe und Stille. Gegen Morgen übernahm wieder der andre den Dienst, sodaß der erste einige Stunden ruhn konnte. Auf diese Weise richteten wir es ein, daß unsre Sandseite nie sich selbst und fast nie den Schutzleuten und Nachtwächtern allein überlassen war. Wir fühlten uns beide geschmeichelt in dem Bewußtsein, daß die Sandseite eine Ausnahme nicht allein in unsrer Stadt, sondern unter den Stadtteilen vieler Städte war.

Die Einwohnerschaft, die in ihrer großen Mehrzahl anfangs meine Anforderungen als unerhört bezeichnete und mit allen Mitteln gegen mich ankämpfte, gewöhnte sich allmählich an mich, überzeugte sich, daß ich nichts Unausführbares forderte und nicht daran dachte, jemand unnütz belästigen, schikanieren oder beleidigen zu wollen, sondern immer bereit war, Rat zu erteilen, Aushilfe zu ersinnen und jede mögliche Erleichterung zu bewirken. Die Zahl meiner Widersacher nahm täglich ab, und ich wurde zuletzt in meinem Bezirk zu einer allgemein geachteten, ja sogar geliebten Persönlichkeit. Fast niemand ging an mir vorüber, ohne mir einen guten Tag zu bieten, und viele düstre Gesichter nahmen einen freundlichen Ausdruck an, wenn „unser Herr Gehilfe“ sich zeigte. Freilich wurde ich auch gefürchtet, denn wo ich auf böswillige Widerseßlichkeit stieß, ließ ich auch nicht nach, bis ich meinen Willen durchgesetzt hatte, und dadurch gewann ich wieder in den Augen der Bessergesinnten. Ich kann dreist sagen, ich machte im Laufe des Winters die Sandseite zu einem Musterstadtteil, und hätte es dort eine Feuersbrunst gegeben, mein Wort wäre zur Wahrheit geworden: auf einen Wink von mir hätten sich Hunderte an die Pumpen gestellt, und zwar mit Lust und Vergnügen.

Jemeljan Afanasjewitsch kam, um meine Wirtschaft in Augenschein zu nehmen, war höchst zufrieden und wunderte sich am meisten darüber, daß ich ihn nie mit einem Protokoll belästigte. Daß es ohne Protokolle abging, war aber gerade das größte Herzeleid des Wachmeisters, der zeterte und mit Protokollen drohte, sobald er den Fuß auf die Straße setzte.

Wenn kein Schnee fiel, das Schaufeln überflüssig war, und das Fegen nur kurze Zeit in Anspruch nahm, ging ich mit dem Wachmeister zusammen und besichtigte Schornsteine. Es geschah nur, um den Wirten zu zeigen, daß ich daran dachte, denn vernachlässigte Schornsteine fanden sich bald nirgend in meinem Bezirk. Auch der Kaufmann Isotow hatte einen Schornsteinfeger gedungen, der am ersten oder zweiten Tage jedes Monats bei ihm fegte.

Das Besichtigen der Schornsteine wurde auf den Befehl des Chefs der Provinz in allen ihm untergeordneten Städten von der Polizei und den Brandkommandos vorgenommen, und es mußten ihm jeden Monat Berichte eingeliefert werden. Das machte nicht wenig böses Blut. Die Polizeioffiziere, die schon bisher die mannigfache ihnen obliegende Arbeit nicht bewältigen konnten, betrachteten diese neue Zugabe als unmögliche Last, murkten unter sich und suchten die Sache so gut wie möglich zu umgehen. Wo sie sich aber wirklich an die Ausführung machten, er-

wuchsen ihnen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten ohne Zahl. Es regnete Protokolle. Die Richter wurden überhäuft und unzufrieden, zumal da die anhängig gemachten Fälle meist nicht genügend begründet und bewiesen waren. Die freisprechenden Urteile mehrten sich und untergruben die Scheu vor den Revisionen.

Wem die Beamten in den kleinen Kreisstädten die Schuld an der vermehrten Arbeitslast zuschrieben, wußte ich nicht. In den beiden andern Teilen unsrer Stadt jedoch war es bekannt, daß ich eigentlich die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ich konnte mir denken, mit welchen Titeln die dortigen Kollegen mich hinter dem Rücken belegten, da sie beim Zusammentreffen mit mir nicht damit zurückhielten und mich zwar mit kameradschaftlichen, aber um so derbern Vorwürfen überhäuften.

In unserm Stadtteile wachte Semeljan Afanasjewitsch mit Strenge über die genaue Ausführung der Vorschrift und leitete persönlich Guibo und Remirow an. Remirow begann auch, sich hineinzufinden, aber Guibo war unverbesserlich, rapportierte frisch drauf los, daß alles in Ordnung sei, und wenn der Aufseher ein Haus revidierte, das Guibo am Tage vorher untersucht haben wollte, stellte sich nicht selten heraus, daß die Schornsteine seit Menschengedenken mit keinem Besen in Berührung gekommen waren. Guibo hielt bei solchen Gelegenheiten den Zorn des Aufsehers mit großer Ruhe aus, konnte nicht begreifen, wie er sich so in den Häusern hätte versehen können, schüttelte flegelhaft den Kopf und lächelte verächtlich.

Prorwin war für die Schornsteinrevisionen dem Brandmeister zugewiesen worden, der seine Mitwirkung gern zugesagt hatte, und in dessen Energie der Aufseher volles Vertrauen setzte. Beide wanderten zusammen fleißig umher, nahmen einen Feuerwehrmann und einen Schornsteinfeger mit und zeigten, daß sie begriffen hatten, was man von ihnen verlangte. Sie brachten ihren Bezirk bald in die gewünschte Ordnung, kehrten unterwegs in den Trinklokalen ein und blieben in Frieden mit den Hauswirten, denn wenn sie auch ziemlich rücksichtslos und lärmend zu Werk gingen, zeigten sie sich dabei doch so gut gelaunt und jovial, daß beginnender Streit sich zuletzt in Lachen auflöste.

Der Brandmeister konnte Prorwin jedoch nicht immer begleiten. Es kam vor, daß eine Revision verabredet war, und der Brandmeister unerwartet im Depot notwendig zu tun fand. Wenn ein solcher Fall eintrat, wurde Prorwin mit dem väterlichen Segen des Brandmeisters allein abgeschickt und mußte feierlich versprechen, keinen Tropfen zu trinken; er wurde dann bei seiner Rückkehr dadurch belohnt, daß der Brandmeister an diesem Tage das zu Hause getrunkene Bier für beide bezahlte. Der junge Mensch hielt sein Versprechen und kam durstig nach Hause. Trocken wie eine ausgepreßte Zitrone, sagte er, während er das erste, ihm sogleich gereichte Glas an den Mund setzte.

Einmal hatte der Brandmeister vergessen, seinem Schutzbefohlenen das Versprechen abzunehmen, oder Prorwin hatte es absichtlich so einzurichten gewußt, daß er ohne Abschied entschlüpfte. Ich kam zufällig in das Depot und fand den Brandmeister in so schlechter Stimmung, daß ich glaubte, er sei nahe daran, jemand umzubringen. Die Dunkelheit hatte sich schon eingestellt. Er war eben zurückgekehrt, war eine Stunde umhergelaufen, um Prorwin zu suchen, hatte aber weder von ihm noch von seinen Begleitern eine Spur entdecken können. Der Posten in der Straße, wo die letzte Revision um die Mittagzeit vorgenommen worden war, meldete, der Gehilfe habe in seiner Gegenwart lachend zu den Begleitern gesagt: Genug, wir gehn jetzt essen.

Warum beunruhigen Sie sich so sehr? fragte ich.

Alexander Andrejewitsch! rief er vorwurfsvoll. Sie fragen! Begreifen Sie denn nicht, daß er sich betrunken hat?

Dabei goß er ein Glas Bier in einem Zuge hinunter und stieß wütend das leere Glas auf den Tisch.

Nun, meinte ich, das wäre noch kein so großes Unglück. Das ist schon vielmals vorgekommen.

Alexander Andrejewitsch, sagte er mit dumpfer, knurrender Stimme, Sie sind ein unmoralischer Mensch. Ich habe Ihnen nie viel getraut, weil Sie nicht trinken. Ich halte die jungen Leute, die nicht trinken, für Heuchler, die es im stillen besorgen, oder für unreife Kinder, bei denen es später nachkommen wird. Aber jetzt . . .

Zu welcher Sorte rechnen Sie mich denn eigentlich, zu den Gleisnern oder zu den Kindern? fragte ich lachend.

Er sah mich finster an.

Jetzt sehe ich, fuhr er fort, daß Sie geradezu unmoralisch sind. Mensch, begreifen Sie denn nicht, was es heißt, wenn der Jüngling sich betrinkt, nachdem er schon einen ganzen Monat Maß gehalten hat? Ich hatte meine Freude an ihm. Ich war stolz auf ihn. Ich habe meine Augen an ihm geweidet wie eine liebende Mutter an ihrem Kinde, das die ersten Zähne bekommt. Und nun ist mit einem Schlage alles aus, alles hin. Ich muß von vorn anfangen. Ah!

Er stöhnte herzzerreißend und trank ein Glas.

Im Vorhause wurde es laut. Schwere Stiefel stampften auf den Fliesen. Stimmen ließen sich hören, die lachten. Es klang auch wie Gesang. Der Brandmeister trat in die Mitte des Zimmers dem Eingang gegenüber und kreuzte die Arme auf der mächtigen Brust.

Die Tür wurde von außen betastet, es wurde daran gepoltert, und endlich wurde sie geöffnet. Herein drängte sich Prorowin brüderlich Arm in Arm mit dem Feuerwehrmann und dem Schornsteinfeger. Die Mützen saßen weit zurück auf den Hinterköpfen. Die Gesichter glühten. Die Zungen lallten. Der Feuerwehrmann lachte stupid. Der Schornsteinfeger sträubte sich, wurde aber von Prorowin festgehalten, dessen Paletot ebenso rußgeschwärzt war wie die Jacke des Handwerksmanns neben ihm.

Da sind wir—r, Vater Br—randmeister! schnarrte Prorowin.

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Die Gruppe war zu komisch und unmöglich. Der Brandmeister aber fuhr wie ein gereizter Löwe vor. Mit der linken Hand faßte er Prorowin an der Brust und riß ihn von den andern weg, während er zugleich mit dem rechten Arm einen Schlag gegen diese führte, durch den er sie beide zusammen in das Vorhaus zurückschleuderte, wo sie hinstürzten.

He, Leute! schrie er mit solcher Kraft der Lungen, daß es mir in den Ohren gellte. Der Ruf mußte in allen Gebäuden und Räumen des Depots gehört worden sein.

Du, Vater—r Br—randm—str, haue nicht meine Fr—reunde, lallte Prorowin, indem er sich bemühte, sich fest auf die Beine zu stellen.

Schweige, junger Hund! rief der Brandmeister und schüttelte ihn.

Mein Herr—r, protestierte Prorowin, untr—rstehn Sie sich —

Der Brandmeister schleppte ihn zur Wand und setzte ihn auf einen Stuhl. Im Vorhause erschallten eilige Tritte. Mehrere Feuerwehrleute sprangen in das Zimmer und stellten sich neben der Tür auf.

Mein Herr—r, begann Prorowin mehrmals und ballte die Fäuste, Sie untr—rstehn sich . . .

Jüngling, sagte der Brandmeister, indem er wieder die Arme auf der Brust kreuzte, Jüngling! Was habe ich gesündigt, daß du mir das antust? Wie willst du es vor Gott verantworten, daß du mir diesen Streich gespielt hast! Jüngling! Warum hast du mir das getan?

Ich sah neugierig auf den Redenden. Das Gesicht war leider von mir abgewandt. Die Stimme klang eigentümlich ergreifend. Es war fast, als ob der Mann Tränen niederkämpfte.

Prorowin starrte vor sich hin, und plötzlich schlug er beide Hände vor das Gesicht und fing an bitterlich zu schluchzen.

Kleidet ihn aus und legt ihn zu Bett, befahl der Brandmeister kurz, und

während die Leute zusprangen, den jungen Menschen aufhoben und in das Nebenzimmer trugen, was er sich ruhig gefallen ließ, setzte sich der Brandmeister auf einen Stuhl in der fernsten Ecke und verbarg ebenfalls das Gesicht in die flachen Hände. Ich ging still aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische Tendenzen in modernen englischen Frauenromanen. Von jeher haben in England die Frauen auf literarischem Gebiet eine hervorragende Rolle gespielt. Zu einer Zeit, wo die literarische Tätigkeit der deutschen Frauen noch Gegenstand des Spotts und des Mißtrauens war, hatten jenseits des Kanals mutige Vorkämpferinnen schon den Weg geebnet, der bald von einer Menge mehr oder minder begabter Schriftstellerinnen beschritten wurde. Unter ihnen wuchsen einige wirklich geniale Künstlernaturen empor, deren Entfaltung in Ländern, die der schöpferischen Frauenarbeit feindlich gegenüber standen, unmöglich gewesen wäre. Die Werke Charlotte Brontës, Jane Austens oder George Eliots sind Marksteine in der Geschichte des englischen Romans, und auch die Gegenwart ist nicht arm an bedeutenden Erscheinungen; unter ihnen wollen wir nur einige nennen: Humphry Ward, Lucas Malet (Mrs. Harrison), Mary Cholmondeley und Ellen Thorneycroft-Fowler.

Doch bisweilen scheint es, als ob sich die minder Begabten an dem Weirauch, den man ihren genialen Schwestern gestreut hat, berauscht hätten und dadurch zu einer Überschätzung der eignen Kraft gelangt wären; sie fühlen sich oft verleitet, sich an Aufgaben zu wagen, denen sie infolge ihres Bildungsganges und wegen des aus weiblichen Eigentümlichkeiten erklärbaren Mangels an nüchternem Urteil nicht gewachsen sind. Ungeachtet dieses Zwiespalts zwischen Wollen und Können gelingt es ihnen oft, sich einen Platz unter den vielgenannten englischen Autoren zu erobern.

Vor allem hilft ihnen hierzu eine geschickte Wahl ihres Stoffes. Fast immer sind es Themata, die eben erst das allgemeine Interesse zu lebhaftem Für und Wider angeregt haben, und die nun in das Reich der Phantasie übertragen gleichsam den Ideengang des Publikums weiter ausspinnen. Natürlich wird dieser meist tendenziös zugespitzte Kern mit einem umfangreichen Apparat von Haupt- und Staatsaktionen ausgestattet, und eine genügende Anzahl geschickt, wenn auch nicht sehr logisch gruppierter überraschender Zwischenfälle sorgt dafür, daß der Roman spannend ist. Dazu kommt noch eine wirkungsvolle Reklame, die man bei uns vielleicht nicht allzu vornehm finden würde, deren Verdienst um die Popularität der betreffenden Schriftstellerin aber nicht unterschätzt werden darf. Hierauf muß man die Widersprüche zwischen den scharfen Protesten der Kritik und der Begeisterung des Publikums zurückführen, die jedes neue Werk einer solchen Lieblingschriftstellerin unsrer englischen Vettern begleiten. Dabei wachsen die Auflagen jedesmal um einige zehntausend Exemplare, und falls die Kritik gar zu ungalant mit den verwöhnten Damen umgeht, wird den Verlegern die Auslieferung von Rezensionsexemplaren einfach untersagt.

Eine typische Vertreterin dieser Art erfolgreicher Frauenarbeit ist Marie Corelli. Obwohl sich die Presse schon seit Jahren bemüht, ihr mißbilligendes Urteil über diese Schriftstellerin in schroffster Form kundzugeben, werden ihre Romane neben denen Hall Caines am meisten in England gelesen. Gleich den ersten Größen der britischen Dichtkunst genießt sie die Ehre, schon bei Lebzeiten einen